

# Schundbesprechung

## Bodo Kirchhoffs *Schundroman* im Kreuzfeuer der Kritik

Aus einem Interview mit Hera Lind und Bodo Kirchhoff:

[...]

**Lind:** Genau, der Leser klinkt sich aus dem Leben aus, und deswegen ist Lesen ein unglaublicher Luxus. Ich bin eine Frau mit vier Kindern, die mich ständig beanspruchen. Wenn ich lese, dann nehme ich diesen Kindern die Zeit weg. Mein Publikum sind ebenfalls Frauen mit Kindern, und deshalb ist der Anspruch an mich so hoch, diese Frauen ein Stück Zeit mit mir verbringen zu lassen, die sie mit gutem Gewissen ihrer Familie abknapsen.

**Kirchhoff:** Da liefern Sie ja einen richtigen Überbau.

**Lind:** Ja, ich habe auch einen IQ, was denken Sie?

**Kirchhoff:** Ich denke, dass jeder Mensch einen IQ hat. Aber Bücher, wie Sie sie schreiben, lassen die Leute nur von einem Gleis auf ein anderes wechseln. Mein Wunsch ist es hingegen, die Leute aus dem Bahnhof rauszuholen – ganz woandershin. Und das ist leider so schwierig geworden.<sup>1</sup>

Irgendwann im Frühjahr 2002 beschloss Bodo Kirchhoff, dass es so nicht weiter gehen konnte. Ein gewisser Martin Walser hatte ihm kurz zuvor die Tour mit seinem „Buch mit Anführungszeichen und Absätzen“<sup>2</sup> gehörig versaut. Warum? Warum warf er seinen vermaledeiten *Tod eines Kritikers* denn jetzt schon der FAZ zum Fraß vor? Kirchhoff war sauer. Es hilft nur eins, dachte er sich: Raus an die Front und kämpfen. Das Buch musste raus – noch vor der Buchmesse! Kirchhoff setzte das Getriebe in Gang. Es ächzte und knarrte, aber es lief. „Die Medienmühle – Räderwerk dieser letzten Schlacht – ist hoffnungslos angefahren, man kann nichts mehr machen“<sup>3</sup>, dachte er sich und ging zum *Spiegel*. Ach diese Redakteure! Natürlich waren sie umgehend bereit dazu ihm zur Seite zu stehen, und dass dies nicht aus besonders altruistischen Motiven geschah, war Kirchhoff klar. Der FAZ-Debattenhoheit musste ja irgendwas entgegengestellt werden – es musste was geschehen. Er wusste es: „Noch ehe ich diesen Artikel im ‚Spiegel‘ veröffentlicht hatte, kam sofort das Gerücht auf, ich sei ein Trittbrettfahrer und würde mich an diesen Rummel jetzt anhängen. Wie soll ich das gemacht haben in zehn Tagen? Ich habe ein 320-Seiten-Buch geschrieben, was im März bereits fertig war. Es ist doch klar, dass, wenn dieses Buch erst im September gekommen wäre, dann wäre das durch die ganze Geschichte, die jetzt geschehen ist, absolut erledigt gewesen.“<sup>4</sup> Jeder würde sagen: „Ja, ja der Kirchhoff, dem fällt auch nichts Besseres ein als sich an Walser ranzuhängen.“ Nein, nicht mit ihm! Er schrieb, schrieb eine Abrechnung, einen Kommentar und eine Stellungnahme, schrieb gegen alle weisen Ratschläge an, seine Mutter riet ihm noch, das Wort Jude gar nicht erst zu gebrauchen, um Gottes Willen, und dann wurde der Artikel veröffentlicht. Am 10. Juni 2002 im *Spiegel*. Verdammt, eigentlich wollte er doch raus aus der Szene, weg vom Medienrummel. Das Buch sollte einschlagen wie eine Bombe, pünktlich zur Buchmesse erschei-

**BODO KIRCHHOFF: Schundroman.**  
**Roman. Frankfurt a.M.: Frankfurter Verlags-Anstalt,**  
**2002. 320 Seiten. ISBN: 3-627-00095-1. 19,80 Euro.**

nen. Wie es sich für einen Schundroman geziemt. Und dann kommt dieser Walser... Bodo Kirchhoff kam in Zugzwang. Entschied sich. Und entschied sich falsch. Der Pressespiegel des Sommers 2002 nahm das Buch zwar wie intendiert nicht als Abklatsch Walsers auf, jedoch wurde kaum eine Rezension geschrieben, die nicht auch vom *Tod eines Kritikers* sprach. Schund findet eben zu Schund. Nur dass es sich bei dem einen Buch um die zickige Abrechnung eines alten Mannes handelt, der sich qua seiner Selbstdefinition zu den anspruchsvolleren Schriftstellern des deutschsprachigen Raumes zählt, und bei dem anderen um einen „Schundroman“. Der *Schundroman* sollte schundig oder wie man heute gerne sagt: trashig sein. Der *Schundroman* sollte einfach nur Spaß machen, eben ein Buch mit „Anführungszeichen und Absätzen“ sein.<sup>5</sup> Dass alles anders kam als gedacht, wissen wir heute. Walsers literarisch hochwertiger Schlüsselroman löste eine unsägliche Debatte aus und Kirchhoff hing mittendrin, auch wenn er dies selbst verschuldet hatte. Es wurde lange darüber diskutiert, ob der TeK<sup>6</sup> nun antisemitisch sei oder nicht. Es wurde spekuliert ob Walser den Skandal bis ins Detail geplant habe. Und es wurde gestritten, wie der fiktive Mord an einer ungeliebten Medien-gestalt<sup>7</sup> denn nun moralisch zu bewerten sei. Am Ende wurde immer wieder versucht, der langsam flügelahmen Diskussion mittels des Kritikermordes im *Schundroman* neuen Pep zu verleihen. Ob Kirchhoff wollte oder nicht, *Schundroman* war zunächst einfach das zweite Buch, in dem ein Kritiker (der selbe?) um die Ecke gebracht wird.

Besorgniserregend? Nein, aber durchaus ärgerlich. Nun, *Schundroman* hat sich ziemlich gut verkauft und ist wesentlich erfolgreicher als beispielsweise sein Vorgänger *Parlando*. Kirchhoff indes sollte misstrauisch sein, bekommt er doch kalte Füße, wenn sich ein Buch mehr als 30.000 Mal verkauft:

*Ich würde mich nie darauf verlassen, mit einem Buch Geld zu verdienen. [...] Wenn mehr als 30.000 Bücher verkauft werden, muss man sich fragen: Wer kauft die? Denn sehr viel mehr als 30.000 Menschen gibt es nicht, die in der Lage sind, ein literarisches Buch wirklich zu lesen.*<sup>8</sup>

Auch wenn Hera Lind diese Aussage „total arrogant“ findet, so ganz Unrecht hat Herr Kirchhoff nicht. Natürlich kokettiert er. Selbstverständlich muss er irgendwie sein Leben zwischen Gardasee und Frankfurt finanzieren. Zweifelt er jedoch daran, dass sein *Schundroman* wegen dessen Qualitäten gekauft wird, liegt er vollkommen richtig. Nicht dass das Buch nicht gut ist, doch wenn er glaubt bzw. behauptet (was ja immer noch ein riesiger Unterschied ist), dass er seinem Werk mit der verfrühten Veröffentlichung einen Gefallen getan hat, irrt er sich gewaltig.

Vergessen ist Walser. Nein, nicht vergessen, vielmehr ausgeschlachtet ist er. Der *Tod eines Kritikers* hat sich gut verkauft, die FAZ hatte mal wieder ihren Rummel und mittlerweile hat wohl auch der letzte Leser eingesehen, dass diese Schlacht um Antisemitismus und Kunst kaum das Papier wert war, auf dem sie ausgetragen wurde – mal ganz abgesehen von den Qualitäten dieses wirklich ermüdend langweiligen Schlüsselromans. Da ist es nun doch langsam an der Zeit, sich dem Kirchhoff ohne Herrn W. zuzuwenden.

Kirchhoff ist sein vielleicht bestes Buch gelungen. *Schundroman* ist spannend, hat erschreckend viel Witz – erschreckend, weil der Witz zumeist in den grausigsten Gewaltszenen zu finden ist – und weiß durch eine bemerkenswerte Stilsicherheit zu beeindrucken. Schund ist eben nicht gleich Schund. Verhält sich der Plot auf den ersten hundert Seiten noch wie eine Katze auf Baldrian, verengen sich die Handlungsstränge zusehends bis

zum großen Showdown am Gardasee. Kirchhoff webt ein wahnwitziges Geflecht der hanebüchensten Geschichten und erinnert (ich möchte ihm unterstellen, mit voller Absicht) an Kunstwerke wie *Pulp Fiction* oder *Jackie Brown*. Es ist nicht zu verleugnen, dass beinahe in jeder Zeile der Geist Quentin Tarantinos mitschwingt. Man mag es mögen oder nicht, niemand wird behaupten wollen, dass Kirchhoff sein Handwerk nicht verstünde.

Moment, geht es hier nicht eigentlich um einen toten Kritiker? Ja, diesen Eindruck könnte man aus der Rezensionenflut des letzten Sommers gewonnen haben. Allerdings wird man mit dieser Erwartungshaltung schnell enttäuscht sein. Der Kritiker wird im Grunde nur nebenbei ums Leben gebracht. Er ist einfach zum falschen Zeitpunkt am falschen Ort und bekommt einen unglücklichen Schlag auf die Nase. Willem Hold, Profikiller und Exilfrankfurter mit Wohnsitz in Manila, will eigentlich nur einer vermeintlichen Zufallsbekanntschaft im Flugzeug behilflich sein, Lou Schultz. Diese steht im Verdacht einen Freier ermordet zu haben, natürlich beim Sex, selbstredend nicht ohne sich vorher einer großzügigen Berücksichtigung in dessen Testament versichert zu haben. Natürlich wird sie nun, wie sollte es in einem „Schundroman“ auch anders sein, von zwei Privatschnüfflern beschattet. Lou bezirzt Willem und bringt ihn dazu ein Ablenkungsmanöver am Frankfurter Flughafen zu starten, eben dergestalt, dass er in einem Anflug von Nächstenliebe dem ihm unbekanntem, zufällig anwesenden Literaturkritiker Louis Freytag seinen Ellbogen ins Gesicht schnellen lässt. Freytag überlebt das nicht (Kritiker sind eben filigrane Gestalten). Man merkt schon, der Kritiker ist eher nebensächlich. Man hat es mit Schund zu tun. Oder etwa nicht? Für den weiteren Verlauf der Handlung ist der Tod des Kritikers wenigstens nicht mehr von Belang. Willem muss feststellen, dass seine Auftragsgeber ihn hinters Licht oder besser ins Licht führen wollen. Nachdem er seinen Auftragsmord erledigt hat, soll er selbst zum Opfer werden. Quer durch Frankfurt und die Bundesrepublik tobt sich Kirchhoff mit gängigen Actionfilm-Clichés aus, um zum grossen Showdown seine Protagonisten an den Gardasee zu schicken.

Kolja Mensing behauptet in seiner taz-Besprechung:

*Der ‚Schundroman‘, das verraten Titel und Titelbild, möchte eine Parodie auf das sein, was man hierzulande einen Groschenheft-Roman und in den USA pulp fiction nennt.[...] Die Bemühungen ums Genre werden von Seite zu Seite halbherziger. Kirchhoff hat sich bei seinen Recherchen nicht an wirkliche pulp fiction gehalten, sondern unter anderem an den gleichnamigen Film Quentin Tarantinos, der ja selbst weniger Genre als Spiel mit dem Genre ist.[...] blasphemische Zitate von Zitaten.*<sup>9</sup>

Ich behaupte indes, dass Mensing wie viele andere Kirchhoff auf den Leim gegangen ist.

- Seit wann werden Umschlag und Umschlagillustrationen bei der Beurteilung von Literatur berücksichtigt?
- Ist es wirklich legitim dem Autor zu unterstellen, dass er eine Parodie aufs Genre schreiben wollte?
- Soll der Titel „Schundroman“ tatsächlich das Genre klassifizieren?

Wo Schund draufsteht, ist auch Schund drin. Klingt ein wenig zu einfach. Literaten wollen ein Genre immer persiflieren? Ich kann natürlich nicht das Gegenteil beweisen, gehe aber davon aus, dass Kirchhoffs Intention durchaus auch anders gelaagert sein kann. Er hat ein Buch geschrieben, das „Schundroman“ heißt und in dem viel wörtliche Rede benutzt wird. Wörtliche Rede mag eventuell für einen Kirchhoff-Roman zunächst ein wenig ungewöhnlich wirken, doch wird niemand behaupten wollen, dass sie per se ein untrügliches Indiz für schlechte Literatur sei. Dürrenmatt schrieb wörtliche Rede, ergo: Dürrenmatt schrieb Schund? Dafür würde ich wohl nur von wenigen ein zustimmendes „Genau“ ernten. Und wenn irgendwo „Der Zauberberg“ oder „Der Name der Rose“ draufsteht, werden wohl ebenso wenige mit alpiner Fachliteratur oder einer Botanikabhandlung rechnen. *Schundroman* erzählt auch vom Literaturbetrieb – ihn deswegen gleich als Schlüsselroman zu lesen, fiele mir zwar nicht sofort ein, doch erscheint es durchaus naheliegend. Der Roman spielt in Frankfurt zum alljährlichen Buchmessenwahn-

# Zoe Jenny: Ein schnelles Leben

**ZOE JENNY: Ein schnelles Leben.**  
**Roman. Berlin: Aufbau Verlag, 2002.**  
**162 Seiten. ISBN: 3-351-02951-9.**  
**17,50 Euro.**

sinn. Buchmesse heißt qua Definition, dass es um viele Bücher geht und vielleicht auch um viel Schund. Eine der Hauptpersonen, Vanilla Campus, hat ein Buch geschrieben, eine weitere gilt als das neue Wunder am Literaturhimmel. Viele Bücher, viel Schund. Kirchhoff liefert durchaus einen Unterbau, wenn man ihn jedoch weder sucht, noch erwartet, wird man ihn auch nicht finden. Kirchhoff unterhält sich in der *Literaturen* mit Hera Lind? Das sagt gar nichts – Frau Lind unterhält sich neuerdings auch mit jedem.

Kirchhoffs *Schundroman* muss und sollte ohne Seitenblick auf Walser gelesen werden. Er sollte nicht nur, sondern muss unvoreingenommen konsumiert werden. Genau: Schund, so es sich hier denn hier um solchen handelt, wird konsumiert. Dann und wirklich nur dann eröffnen sich die eigentlichen Qualitäten dieses etwas anderen Stückchens (Schund-)Literatur. Wer sagt eigentlich, dass Schund nur Schund ist? Wenn Schund immer so herrlich ist, sollte ich wohl den Inhalt meines Bücherregals überdenken...

FRANK AUFFENBERG

„Romeo und Julia 2002“ – so beginnt die Beschreibung im Klappentext des dritten Romans der nach ihrem Debut *Das Blütenstaubzimmer* als Fräuleinwunder gefeierten Autorin Zoe Jenny. Und tatsächlich ist das auch schon alles, was es zu der Geschichte eigentlich zu sagen gibt.

Wahrscheinlich könnte jeder, der sich mit Shakespeares *Romeo und Julia* beschäftigt hat und des Schreibens fähig ist, eine ähnlich langweilige Geschichte aus dem Hute purzeln lassen: Ayse ist die Tochter eines nach der Wende reich gewordenen türkischen Immobilienmaklers. Ihr Bruder, mit dem sie sich als Kind noch gut verstand, fühlt sich ihr gegenüber traditionsgemäß verpflichtet und bewacht sie wie seinen Augapfel. Nebenbei prügelt er sich so ziemlich mit jedem, der ihm politisch rechts genug vorkommt. So reagiert er gleich doppelt sauer, als sich seine Schwester bei einer Party mit Christian unterhält, der zum Freundeskreis eines dieser Rechten gehört. Wir als Leser lernen den Konflikt, den Christian mit diesem alten Freund hat, allerdings besser kennen. Christian und Ayse (wie könnte es auch anders sein!) verlieben sich. Mit Hilfe von Ayses Lehrer finden sie einen Zufluchtsort, an dem sie sich ungestört treffen können. Christian schießt Ayses Bruder bei einer Prügelei an, die beiden fliehen schließlich nach Italien und geraten in ein Unwetter, das sie (gleichfalls wie nicht anders zu erwarten) nicht etwa überleben, sondern mitsamt dem Haus in den Fluten ertrinken.

Neben der inhaltlichen Nähe zum berühmten Vorbild (eine Balkenszene darf da zum Beispiel nicht fehlen) ist das Ganze aufgebläht durch eine Fülle von Sinnbildern, die nicht gerade zur Qualität des Buches beiträgt. So penetrant wird immer wieder beschrieben, wie eingesperrt sich Ayse fühlt, dass einem fast schlecht davon werden könnte, zumal man als Leser offensichtlich für ziemlich dumm gehalten wird. Ein tieferes, intensiveres Eindringen in die Problematik bleibt hingegen aus. So kommt der Konflikt im Elternhaus Ayses noch kürzer weg als der Konflikt, den Christian mit der rechten Szene hat: Dieser wird zu einem Trainingscamp geschleppt, entscheidet sich auszusteigen, rutscht aber immer wieder zurück in das alte Leben.

Die Konflikte, die in dem Buch angesprochen werden und die hier näher auszuführen nicht lohnt, hätten einzeln je ein Buch füllen können, und zwar ein spannendes, für dessen Rezension dann auch Ausführlichkeit lohnen könnte. Die Probleme einer Türkin in Deutschland oder auch der Ausstieg aus der rechten Szene sind wunderbare Themen für einen zeitkritischen Roman. Zoe Jenny aber schafft es nicht einmal, die Oberfläche genau zu betrachten, um es wenigstens dem Leser zu ermöglichen, sich Gedanken über die Gründe der gezeigten Verhaltensweisen zu machen, wenn dies der Text schon nicht leisten kann. Doch dafür hält sie sich zu eng an das Konzept, das Shakespeares Drama vorgibt. Nur: Während es im ‚Original‘ um den Konflikt zwischen zwei Familien geht, haben wir es hier mit dem zweier Weltanschauungen in der gleichen Gesellschaft zu tun. Das ist mindestens ein Konflikt zuviel, in dem wir uns bewegen müssen. Es liegen klare individuelle Probleme vor, die aber auf 160 Großdruckseiten einfach keinen Platz zur Entfaltung haben. Man hätte sich weniger gewünscht – und das ist bei einem so kurzen Roman schon Aussage genug. Sich weiter damit zu beschäftigen, wäre bloße Zeitverschwendung. Das eigentliche Wunder stellt damit nicht etwa die Autorin dar, sondern die Tatsache, dass eine solche Geschichte tatsächlich einen Verleger gefunden hat.

BENEDIKT VIERTELHAUS

<sup>1</sup> Aus: *Literaturen* 10/02: Die Lust am Schund. Schreiben ohne Qualen S.25

<sup>2</sup> ebd. Seite 23.

<sup>3</sup> Bodo Kirchhoff in seiner Stellungnahme vom 10. Juni 2002 in Spiegel-Online, 10. Juni 2002, 12:04 Uhr  
 URL: <http://www.spiegel.de/kultur/literatur/0,1518,200113,00.html>

<sup>4</sup> Deutschlandradio: Fazit - Kultur vom Tage, 11.6.2002.

<sup>5</sup> vgl. Fußnote 2.

<sup>6</sup> Walser, Martin: Tod eines Kritikers. Roman. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2002.

<sup>7</sup> Für alle, die wieder Erwarten die Debatte verpasst haben: Marcel Reich-Ranicki.

<sup>8</sup> vgl. Fußnote 1.

<sup>9</sup> taz Nr. 6784 vom 26.6.2002, Seite 15.